

# Germanistik - warum so defensiv?

Autor(en): **Landfester, Ulrike**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **22 (2010)**

Heft 85

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-968261>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Germanistik – warum so defensiv?

Unter dem Druck wirtschaftlicher Instabilität orientieren sich junge Leute bei der Berufswahl vermehrt an Verwertbarkeitskriterien. Scheinbar nutzlose Fächer wie die Germanistik verlieren an Bedeutung. Dabei könnte gerade die Germanistik in unserer multikulturellen Gesellschaft eine aktuelle Rolle spielen – sofern sie sich Gehör verschafft.

VON ULRIKE LANDFESTER

**G**ermanisten und Germanistinnen, die an den Universitäten bleiben und dort forschen und lehren wollen, werden seit einiger Zeit seltener – ein Befund, der sich im Schweizerischen Nationalfonds in der abnehmenden Anzahl von Förderanträgen aus diesem Fachbereich niederschlägt. Finanziell ist die Arbeit ausserhalb der Akademia im Durchschnitt deutlich gewinnbringender als an der Universität; vor allem aber sind die Chancen, nach einem meist – gerade im Vergleich zu den Naturwissenschaften – sehr langen und zudem mühsam stückweise zurückzulegenden Weg über Assistenzen, Drittmittelstellen und Stipendien zur Habilitation oder einer vergleichbar berufungstauglichen Qualifikation dann endlich zu einer Professur zu gelangen, unsicher und damit unattraktiv, insbesondere dann, wenn es eine Familie zu ernähren gilt.

Beide Einwände gegen eine akademische Laufbahn sind in der Sache durchaus gerechtfertigt; ihr sachliches Fundament selbst aber ist das Symptom eines viel grundsätzlicheren Problems. Seit einigen Jahrzehnten ist die Bedeutung der kleineren und mittleren europäischen Nationalphilologien, zu denen auch die Germanistik gehört, insgesamt im Schwinden begriffen. Unter dem zunehmenden Druck ökonomischer Instabilität und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit für den Einzelnen, seine Berufsausbildung eher nach Verwertbarkeitskriterien als nach individuellen Vorlieben und Begabungen zu wählen, werden diese Philologien inzwischen als randständige Arbeitsfelder wahrgenommen.

Diese Situation gibt zu denken. Der Luxusverdacht nämlich, unter den die akademische Germanistik in impliziter oder expliziter Beschwörung ihrer gesamtgesellschaftlichen Nutzlosigkeit so gern gestellt und dann entsprechenden Budgetkürzungen unterworfen wird, ist nicht nur auf üble Nachrede von aussen zurückzuführen, sondern durchaus auch von ihr selbst mit gestützt worden. Mit der Aufspaltung in die «harten» Naturwissenschaften und die



Peter Ruggie

«weichen» Geisteswissenschaften am Ende des 19. Jahrhunderts fand sie sich als prominenter Bestandteil der letzteren in eine Position gedrängt, die ihr im Vergleich mit den Naturwissenschaften die wirklichkeitstaugliche Validität faktengedeckter Forschung aberkannte und sie im Kontrast dazu auf eine intrinsisch spekulative Qualität festlegte – mit dem Resultat, dass sich in der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Germanistik dem von ihr verwalteten Wissen allmählich das Fluidum einer gewissen realitätsfernen Uneigentlichkeit anlagerte.

Obwohl es sich bei dieser Aufspaltung nicht um die Feststellung eines empirisch gesicherten Sachverhalts, sondern um eine selbst historische und als solche strukturell instabile Konstruktion handelte, beweist dieses Resultat bis heute eine bemerkenswerte Nachhaltigkeit – und dies nicht zuletzt deshalb, weil die akademische Germanistik sich in den letzten Jahrzehnten trotz (oder wegen) des wachsenden Rechtfertigungsdrucks auf ihre Disziplin überwiegend zurückhaltend dabei gezeigt hat, ihren sehr eigentlichen gesellschaftlichen Nutzen öffentlich ausdrücklich sichtbar und damit auch wissenschaftspolitisch verfügbar zu machen.

Hier gilt es anzusetzen. Es gibt genügend Argumente dafür, diese Disziplin wissenschaftspolitisch zu stärken, nicht zuletzt dasjenige, dass die multikulturelle Gesellschaft des Globalisierungszeitalters es sich schlechterdings nicht leisten kann, eine ihrer Quellkulturen immer weiter zu marginalisieren. Und diese Argumente müssen gefunden, formuliert und nachdrücklich zu Gehör gebracht werden, wenn die akademische Germanistik für ihren universitären Nachwuchs wieder attraktiver werden will. ■

Ulrike Landfester ist Professorin für deutsche Sprache und Literatur an der Universität St. Gallen und Forschungsrätin der Abteilung «Geistes- und Sozialwissenschaften» des SNF